


Nr. 125. Bromberg, den 9. Juli 1926.

# Ein verlorenes Paradies.

Von **Frieda Zieschank.**



(15. Fortsetzung.) 

Uffrecht bestellte seiner Frau eine Stütze von daheim. Bis die ankam, mußte Martha sich mit samoanischen und halbweißen Mädchen begnügen, die allerdings, ihrer Art getreu, häufig wechselten.

Frau Korn, die inzwischen einem Mädchen das Leben gegeben, hatte es darin einfacher: sie nahm die älteste farbige Tochter ihres Mannes als Kindermädchen ins Haus. — Sie hatte an ihr zwar eine bleibende, weil abhängige Hilfe — aber Martha hätte nicht mit ihr tauschen mögen!

7.

Jahre waren vergangen.

Jahre fruchtbarer Arbeit, eine Zeit segensreichster Entwicklung.

Die Kolonie blühte auf unter der Verwaltung eines neuernannten Gouverneurs, der ein langjähriger Beamter des Landes und zugleich sein bester Kenner war, und dessen ganzes Herz von sorgender Liebe für diese seine zweite Heimat erfüllt war.

„Nur einen Fehler hat er, er hat keine Frau!" sagte man von ihm; denn die Kolonie brauchte nicht nur einen Vater, sondern fast ebensosehr eine Mutter.
Kurz vor einer Urlaubsreise in die Heimat hatte er auf diesen Wunsch der Ansiedler erklärt: „Nun, wenn ich wiederkomme, bringe ich mir vielleicht eine Frau mit, eine Frau — oder ein Auto!"

Es war leider nur ein Auto geworden. Aber immerhin fühlte man sich wohl und zufrieden unter seiner Herrschaft. Man wußte, er liebte das Land über alles, und man vertraute ihm völlig.

Daß nicht gleich eingreifende Änderungen in der Leitung eingeführt werden konnten, sah man ein, denn man war letzten Endes von den heimischen Behörden abhängig. Aber man fing doch nun an, alte Mängel abzustellen! So wurde jetzt der Gouvernementsrat von den Ansiedlern gewählt, und zwar wurde als Bedingung aufgestellt, daß nur Deutsche oder zum mindesten der deutschen Sprache mächtige Ausländer in diese Körperschaft aufgenommen werden konnten.

Eine Selbstverwaltung war ins Auge gefaßt. Auch bemühte sich der Gouverneur um die Gründung einer deutschen evangelischen Gemeinde. Sogar an den Weltverkehr sollte Samoa endlich angeschlossen werden durch den Bau eines mächtigen Funkturmes.

Tüchtige Ansiedler waren in das Land gekommen und vor allen Dingen mehr deutsche Frauen, deren Zahl sich in wenigen Jahren vervielfältigt hatte. Auch die Regierungsbeamten waren größtenteils verheiratet.

Ein Gesetz war erlassen, das die Ehen zwischen Weißen und Samoanerinnen verbot. Die Halbweißen konnte es allerdings nicht umfassen, da diese die Rechte der Weißen genossen und vor dem Buchstaben des Gesetzes diesen gleichgestellt waren. Aber Mischehen kamen überhaupt nur noch ganz selten vor.

Der Verkehr der schon länger in der Kolonie lebenden weißen Frauen — zu denen auch Martha Uffrecht zählte — mit den altbekannten halbweißen Gattinnen weißer Männer war immer lebendig geblieben, denn sie hatten gar manche der farbigen Mitschwestern aufrichtig schätzen gelernt. Die neuzugezogenen Frauen allerdings beschränkten sich begreiflicherweise fast ausschließlich auf den Umgang mit ihresgleichen. Sie konnten das tun, da der Kreis nun groß genug war.

Die Deutschen — und das war das Allerschönste an dem samoanischen Kolonialleben — fühlten sich ganz und gar als eine geschlossene Familie, standen sich nahe wie wirkliche Brüder und Schwestern. Wenn es zwischen den einzelnen auch zuweilen einen Streit gab — wie er in jeder größeren Gemeinschaft unvermeidlich ist —, so nahm er doch höchst selten bösartige Form an. Samoa war ein Land zum Lieben, Haß fand keinen Boden in diesem Paradies!

*

In der Kulturarbeit war Großes geleistet worden. Auch in entfernteren Bezirken der Insel waren neue Pflanzungen erstanden, alte waren vergrößert und vervollkommnet.

Überreiche Ernten hatten die letzten Jahre gebracht, die Kokospalme sowohl wie der Kakaobau, und Wohlstand war besonders in den älteren Pflanzerkreisen eingekehrt.

Aber noch kein einziger dieser Kulturpioniere war mit gefülltem Säckel in die Heimat gezogen, um dort in Behagen die Früchte seines Schaffens zu genießen. Kapitalist war keiner geworden. Sie alle waren Männer, die ihre Arbeit um dieser Arbeit willen taten und liebten! Ihre hohen Erträge wurden restlos in neuer Kulturarbeit für die Kolonie angelegt.

„Werte schaffen!" war die stillschweigende Losung.

Und auch die deutschen Frauen schufen köstliche Werte. Jedes deutsche Heim wurde einer der Grundpfeiler, auf denen das edle Gebäude deutschen Volkstums aufgerichtet wurde.

Die Brüder und Schwestern hier draußen — sie schafften ja nicht nur mit Hand und Verstand — mit ihrem ganzen Herzen hingen sie an dem winzigen Fleckchen Erde im größten der Weltmeere, über dem die stolzen schwarz-weiß-roten Farben wehten — es war ihnen geliebte, schwer errungene Heimat geworden!

Auch das Glück in Olt ula war noch reicher aufgeblüht.

Zwei blonde Buben sprangen dem Vater entgegen, wenn er vom Felde heimkehrte, vier strahlende Kinderaugen lachten ihn an und in alter heißer Liebe schmiegte sich sein Weib in seinen Arm.

Beide Knaben, der vierjährige Heinz und der zweijährige Günter hatten die trotzige Stirn und die hellen Augen des Vaters, den stolz geschwungenen Mund und das starke blonde Haar der Mutter. So ähnlich sich beide sahen, so verschieden waren sie in Temperament und Charakter. Heinz war der verkörperte stürmische Wille, der kleine Günter menschgewordener Sonnenschein. Den ganzen Tag klang des Kleinsten heller Gesang durch das Haus, er ging nie wie andere Menschenkinder, er flog, flatterte, hüpfte.

Martha war es jetzt unfaßbar, daß sie einst an den Kindern ihrer Schwester so leidenschaftlich gehangen hatte.

Natürlich, man liebte Kinder um ihrer selbst willen innig — aber das Tiefste in der Mutterliebe ist doch, daß es die Kinder des geliebten Mannes sind, von ihm empfangen, Blut von seinem Blut, Geist von seinem Geist.

Immer wieder, wenn sie die so stark in die Augen springende Ähnlichkeit der Knaben mit dem Vater feststellte, fühlte sie dieses höchste Frauen- und Mutterglück.

Daß man die wirkliche Liebeszeit der Ehen gewöhnlich mit „Flitterwochen“ und „Honigmonden“ bezeichnet, ist trauriger Beweis, daß sie oft nur nach Wochen oder Monaten bemessen ist. Und ganz gewiß sind es nicht immer nur Übersättigung des Mannes, die nivellierende Macht der Gewohnheit und des Alltags, die ihr ein frühes Ende bereiten. In den meisten Fällen ist es wohl die Mutterschaft der Frau, die diese so ausfüllt, daß daneben für nichts anderes Raum bleibt, die den Gatten weit in den Hintergrund drängt vor den Kindern.

Martha Uffrecht war eine von den ganz seltenen Frauen, in denen neben starker stolzer Mutterschaft die Liebe zum Gatten ganz ungeschwächt fortbesteht.

Aus dem freudlosen Mädchen, das einst so unsicher tastend den blinden großen Schritt ins Leben getan, war ein reifes, strahlend frohes Weib geworden, aus dem harten Manne der einsamen Arbeit ein glückerfüllter Familienvater.

Was in Martha schwankend, unklar gewesen, hatte sich in diesen Jahren an der Seite des starken, selbstsicheren Mannes gefestigt, geklärt. Alle Herzens-, Gemüts- und Empfindungsmöglichkeiten in ihr waren aufgeblüht wie in einem wunderschönen sonnigen Garten, der das unbewußte Glück der Kinder, das bewußte des Gatten bedeutete.

Was aber war diese Ehezeit dem erst gewesen!

Seine frühen Mannesjahre hatte die Arbeit beherrscht. Was sich da bei ihm an Gemütswärme ans Licht gewagt, hatte ausschließlich seinem Land, seinen Kulturen gegolten.

In der allerersten Zeit seines Insellebens hatte es vielleicht hie und da noch einmal in ihm aufgeblitzt wie ein Erinnern an Glücksträume der Jugend, deutscher Mannesjugend. Aber das war dann bald versunken, so tief als wenn die blauen Wogen der Südsee es deckten. Lange Jahre hindurch hatte er überhaupt vergessen, daß es je dagewesen.

Er hatte gearbeitet. Dabei wohl um sich, aber nie in sich geblickt.

Erst als dann ein Aufatmen kam — die erste Freude am Erfolg —, da war es gewesen, als wenn aus Meeresgründen Vinetaglocken riefen. Ganz, ganz leise erst. Und unverstanden.

Nur so ein fades Gefühl des Unbefriedigtseins war in ihm aufgestiegen, Leere und Einsamkeit hatte er plötzlich in seinem Leben gesehen, die er vorher nicht gemerkt. Anfangs hatte er das einfach für Langeweile genommen. Aber die ferne Glockenstimme hatte immer wieder gerufen — die Leere war größer geworden, ein ungewisses Sehnen hatte sich geregt.

Mit sachlich nüchternem Denken war er nun diesem Neuen zu Leibe gerückt, und auf den richtigen Weg hatte es ihn wirklich geführt. Eine Frau fehlte seinem Leben! Eine Frau als Kameradin — Kinder als die sichtbare Fortsetzung des eigenen Seins.

Nachdem so der Verstand den Weg gewiesen, hatte der Wille ihn beschritten. Aber noch ahnungslos darüber, zu welchen Zielen er führen sollte.

Er hatte die Frau gerufen, und sie war gekommen.

Aber — o Wunder — alle unbewußt aufgespeicherte Liebeskraft der Jünglings- und Mannesjahre war dann vor ihr plötzlich aufgewacht! Gesammelt, konzentriert auf die eine Frau. Und zugleich mit dieser Liebe war ein anderer der versunkenen Jugendschätze in ihm neu geboren: die heilige Ehrfurcht vor dem Weibe. Ganz ungetrübt hatte dieser Edelstein sich erhalten, war nicht abgestoßen und erblindet, wie er es sonst oft wohl wird draußen im Getriebe der Welt.

Diese seine heiße und doch so ehrfürchtige Liebe war das feste Fundament ihrer Ehe geworden. Aber welche Kostbarkeiten waren im Laufe der Jahre da weiter noch ans Licht gehoben. Die unmeßbaren Gefühlswerte, die ein trautes Heim, Elternglück, die Pflege deutscher Art und Sitte auslösen — sie wurden wieder lebendig in dem Manne des Urwalds. Die Küsse des reinen Frauenmundes entfachten nicht nur das Blut, sie hatten allmählich auch alle schlafenden Kräfte des Herzens, der Seele, des Geistes wieder geweckt.

In den Jahren der Einsamkeit hatte er viel, sehr viel gelesen. Aus dem natürlichen Hungergefühl des gebildeten Mannes nach geistiger Nahrung heraus. Mit jeder Post hatte er sich Bücher und Zeitschriften schicken lassen, und eine stattliche Bibliothek war so allmählich im kahlen Pflanzerhaus zusammengekommen. Aber ziemlich wahllos hatte er alles in sich hineingestopft. Sehr selten nur bot sich ihm damals die Gelegenheit zu einem Gedankenaustausch über das Gelesene, besonders da ihm, der er schon von Natur kein Redner war, nach dem großen Schweigen des Urwalds das Wort sich immer schwerer von den Lippen gelöst. So war ein Teil des aufgespeicherten Stoffes mehr Ballast als Wert gewesen.

Bis die feine Frauenseele da Ordnung hineingebracht hatte! Sie war ihm die Brücke geworden zum Verständnis und Genuß mancher wertvoller Geistesschöpfungen jüngerer deutscher Schriftsteller. Er dagegen wieder weckte ihr Interesse und Verständnis für konkretere Dinge. Für die Forschungen und Erkenntnisse der Naturwissenschaften und fremder Länder, besonders für die Entwickelung der deutschen Kolonien und ihre Zukunftsmöglichkeiten.

Es war durch die ganzen Jahre hindurch ein unaufhörliches gegenseitiges Schenken und Ergänzen gewesen.

Die Frau war an seiner Seite erstarkt und er durch sie innerlich unendlich bereichert. Das hatte einen schönen vollen Akkord gegeben.

Zwischen Karl und Martha Uffrecht hatte sich in stärkster edelster Form das abgespielt, was alle deutschen Paare auf der paradiesischen Insel mehr oder minder ausgeprägt durchlebten.

Denn man hätte es hier schon ganz besonders ungeschickt anstellen müssen, um zu einer unglücklichen Ehe zu gelangen. Alle Bedingungen zu einem harmonischen Zusammenleben, oder wenigstens zu einem allmählichen Zusammenfinden, waren gegeben. Da gab es nichts Äußeres, was die Gatten hätte voneinander fortführen können. Kein unwägbarer und doch oft schier unwiderstehlicher Einfluß von Elternhaus, Verwandten- und altem Freundeskreis hielt Mann oder Frau mit unsichtbaren Fäden fest. Kein anderer spann neue. Denn alle Erlebnisse und Eindrücke des Koloniallebens wirkten auf beide gleichmäßig ein. So eng wie sonst wohl nirgendwo auf der Welt waren sie aufeinander angewiesen.

Für Menschen, die sich hassen, hätte das allerdings wohl die Hölle bedeuten müssen. Für Paare aber, die mindestens Sympathie zusammengeführt — und die ist doch wohl die bescheidenste Voraussetzung für eine Eheschließung — für die war diese ungestörte Zweisamkeit von großem Segen. Sie schliff die Ecken und Kanten der Persönlichkeiten langsam aneinander ab, und soweit das nicht möglich war, lernte man sie ertragen, ja liebgewinnen.

Besonders den Frauen war das Glücklichsein leichtgemacht durch die treue, verehrungsvolle Liebe der Gatten, denen sie das Heiligste und Wertvollste ihres Lebens bedeuteten.

So war Martha ihrem Manne noch immer die ewig neue, leidenschaftlich Geliebte, noch immer verkörperte sie ihm *das* Weib. Die tropische Sinnesfreude und das ausschließliche „Aufeinandergestelltsein“ der Gatten trugen nur dazu bei, das Glück zu befestigen und zu vertiefen.

Hoch im Zenith stand der Glücksstern über Oli nia.

*

Das letzte Stück deckenden Waldes auf Uffrechts neuem Platz wurde geschlagen.

In vier Etappen war die Kulturarbeit auf ihm getan, in jedem Jahre war ein Stück urbar gemacht worden, und in dem ältesten, nun dreijährigen Teile setzten schon die ersten Früchte an.

Der Uffrechtsche Besitz hatte somit mehr als das Doppelte seiner einstigen Größe erlangt, und war eine gewaltige Anlage geworden. Jetzt, zu Ende der Regenzeit, galt es, das letzte Stück Busch zu schlagen, damit das Holz während der kommenden trockenen Monate gebrannt und der Boden beim Einsetzen des Novemberregens bestellt werden konnte.

Weithin hallten die Axtschläge über das Land.

Ein ungeheurer Urwaldriese sollte gerade umgelegt werden. Am unteren Stamm zu beginnen, wäre bei dem Giganten hoffnungslos gewesen, sein Fällen allein hätte dann viele lange Arbeitswochen erfordert. So hatte Uffrecht in etwa zehn Meter Höhe eine Galerie um den Stamm aufrichten lassen und auf dieser stehend, schlugen nun ein halb Dutzend Arbeiter ihre Äxte in das eisenharte Holz.

Der Herr selbst war abwechselnd oben oder unten bei einer der anderen Gruppen, die in der Nähe beschäftigt waren, gefällte Bäume zu durchsägen, die Äste zu entfernen und um die Baumstümpfe herum das Holz aufzuschichten, an dem später das Feuer angelegt werden würde.

Ein schier unentwirrbares Durcheinander von Stämmen, umgelegten haushohen Baumkronen, Ästen, Zweigen und Lianenknäueln war es, in dem Uffrecht sich so durcharbeiten mußte, anordnend, unterweisend.

Seine Kleidung triefte vor Nässe, sein Körper vor Schweiß. Bis vor zwei Stunden hatte es den ganzen Tag in Strömen vom Himmel gegossen und seit Mittag war er von Hause fort.

Das ging nun schon seit Wochen so. Zur Zeit der Neuanlagen hat der Pflanzer eben keine Zeit zur Mittagsruhe, sondern muß von früh bis spät auf dem Posten sein.

Kein Lüftchen regte sich in dem Gewirr des sterbenden Waldes, die Luft glich einem Dampfbad. Eben war Uffrecht

wieder von dem Gerüst heruntergestiegen und im Begriff, sich nach der nächsten Arbeitsstelle durchzuschlagen. Er fuhr sich mit dem Arm über die Stirn, um ein Heer von Moskitos zu verscheuchen.

„Master, Master!“ hörte er die Stimme von Ah Sing, dem alten, treuen Hausjungen, von der Lichtung herüberklingen. Sehen konnte er ihn durch die Wirrnis nicht.

„Hallo! What is?“

„Missis send mi. Master and Missis belong Sinsega stopp.“

„Allright, in half on hour mi com.“

Sinsega, das war Korns Pflanzung. Also waren sie mit dem gestrigen Dampfer von ihrer Reise nach Neuseeland zurückgekommen? Und traten heute schon zum Besuch an? Reichlich eilig, fand Uffrecht.

Er sah nach der Uhr: halb fünf — nun, in einer halben Stunde war Feierabend. Von der Arbeit lief er deshalb nicht fort. Korn würde das schon verstehen — und die Frau? Nun — für die war ja Martha da. —

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Zugspitzbahn.

Am 5. Juli ist die auf die Zugspitze, den höchsten deutschen Berg, führende Drahtseilbahn mit einer besonderen Feierlichkeit für den allgemeinen Verkehr eröffnet worden.

Deutschlands höchster Gipfel, die 2964 Meter hohe Zugspitze, ist nunmehr durch eine Drahtseilbahn dem Verkehr erschlossen worden. Von Ehrwald—Obermoos aus führt die Bahn auf der österreichischen Seite der Zugspitze von 1224 Metern über Normalnull bis zu einer Höhe von 2805 Metern. Sie überwältigt also einen Höhenunterschied von 1581 Metern. Die Bahn mißt in ihrer schiefen Länge 8380 Meter, in der horizontalen 2975 Meter. Sechs in den Felswänden verankerte Stützen, die bis zu 31 Meter hoch sind, tragen das Seil. Zwischen Stütze 1 und 2 befindet sich die größte freie Schwebestrecke der Bahn mit einer Spannweite von 1006 Metern. Die Abstände betragen dann weiter zwischen Stütze 2 und 3 262 Meter, zwischen 3 und 4 128, zwischen 4 und 5 475 und zwischen 5 und 6 916 Meter. Das Tragseil besteht aus einem Stück und hat eine Länge von 3500 Metern. Sein Gewicht beträgt 35 000 Kilogr. Seine Tragfähigkeit geht bis zu 176 000 Kilogr. Das Seil wurde aus fast 150 einzelnen Drähten zusammengestellt. Jeder einzelne dieser Drähte hat einen Durchmesser von 3,2 Millimeter. Wird durch die hohe Tragfähigkeit einerseits schon eine zehnfache Sicherheit gewährleistet, so bietet andererseits auch die Zusammensetzung des Seils aus einzelnen Drähten Garantie dafür, daß eine Abnutzung die Tragfähigkeit in keiner Weise ungünstig beeinflussen wird.

Die Talstation Obermoos umfaßt, wie wir der Reichszentrale für deutsche Verkehrswerbung entnehmen, neben dem Bahnhof auch Wirtschafts- und Unterkunftsräume. Entgegen dem sonstigen Gebrauch befindet sich bei der Zugspitzbahn die Antriebsvorrichtung nicht in der Endstation, sondern in der Talstation Obermoos. In den hier untergebrachten maschinellen Anlagen fällt vor allem die Umlaufscheibe auf, die einen Durchmesser von 3 Metern besitzt. Der ganze Betrieb zeigt eine geniale Klarheit und Einfachheit. Vom Maschinenraum der Talstation aus kann der leitende technische Beamte die ganze Bahnstrecke bis zur Bergstation überblicken.

Der Betrieb wird sich in der Weise abwickeln, daß stets ein Wagen in der Aufwärts- und ein Gegenwagen in der Abwärtsfahrt sein wird. Jede einzelne der Kabinen bietet für 19 Personen Platz. Die Fahrt von Obermoos zur Bergstation wird 18 bis 20 Minuten in Anspruch nehmen. Es dürfte demnach möglich sein, in einer Stunde bei dreimaligem Wagenverkehr je 57 Personen auf- und abwärts zu befördern. Der voraussichtliche Fahrpreis wird für Hin- und Rückfahrt 16 Schillinge, für Berg- oder Talfahrt 10 Schillinge betragen.

Von Ehrwald nach Obermoos wurde eine breite, 3,5 Kilometer lange Automobilstraße angelegt, die Steigungen bis zu 14 Prozent enthält. Mit Rücksicht auf den in Aussicht genommenen Autoomnibus-Zubringerdienst wurde es vermieden, in die Straße viele und scharfe Kurven einzubauen. Von der Bergstation bis zum Münchener Haus, bis wohin noch 159 Meter sind, soll ein Fußweg in den Felsen gesprengt werden.

Das Projekt der Zugspitzbahn stammt von dem Innsbrucker Bauunternehmer F. Kleiner, der im Frühjahr 1924 die Trasse festlegte und die Pläne für den Bau der Stützen ausarbeitete. Die finanzielle Seite der Angelegenheit wurde von dem Rechtsanwalt Dr. H. Stern und dem Großindustriellen Geheimrat Ing. Richard Opitz erledigt. Die Baukosten, die 2,5 Millionen Schillinge betrugen, wurden durch Zeichnungen reichsdeutscher und österreichischer Interessenten aufgebracht. Das Unternehmen führt den Namen Zugspitzbahn-A.-G.

Zu erwähnen wäre schließlich noch, daß der Hauptteil der Bahn, nämlich der seilbahntechnische Teil, von einer reichsdeutschen Firma, von A. Bleichert u. Co. in Leipzig-Gohlis, hergestellt wurde.

RDV.

---

## Der Lord und die schwarze Perle.

Die Kriminalgeschichte ist um eine neue, höchst amüsante und geradezu geniale Gaunerei reicher:

Bei einem der ersten Juweliere in der Rambla di Capucines zu Barcelona erschien vor einigen Monaten ein sehr vornehm aussehender Herr und verlangte eine Perle als Krawattennadel. Nach langer Prüfung wählte er eine wundervolle schwarze Perle mit rosa Schimmer, ein Exemplar von seltenster Schönheit. Den Preis, zweitausend englische Pfund, erlegte er in bar. Der Juwelier war glücklich über das glänzende Geschäft und begleitete den Herrn unter vielen Höflichkeitsbezeugungen bis auf die Straße.

Nach ein paar Tagen erschien dieser Herr zum zweiten Male. „Mit Ihrer Perle habe ich kein Glück gehabt. Meiner Frau hat sie so gut gefallen, daß sie sie als Ohrring zu tragen wünscht und mich beauftragt hat, ein Pendant zu kaufen. Bitte beschaffen Sie es.“ Der Juwelier schüttelte bedenklich den Kopf. „Das wird recht schwer halten. So vollendete schwarze Perlen sind außerordentlich selten und sehr, sehr teuer.“ — „Der Preis spielt keine Rolle. Bitte suchen Sie. Mein Name ist Lord Abernoon. Sowie Sie ein passendes Exemplar gefunden haben, drahten Sie, da ich selbst viel auf Reisen bin, an meinen Sekretär, Mr. Greatfuth, London, Oxfordstreet 9. Sie erhalten dann ein paar Tage später Bescheid, ob ich kaufe oder nicht.“

Der Juwelier ließ auf allen Edelsteinmärkten Europas suchen, in Antwerpen und Amsterdam, in Berlin und Konstantinopel. Nach etwa zwei Wochen drahtete ein Agent aus Paris, daß er ein wundervolles Exemplar gefunden habe, es solle aber viertausend Pfund kosten. Der Juwelier, ohne viel Hoffnung, daß der Lord kaufen würde, verlangte drahtlich fünftausend Pfund. Zwei Tage später erhielt er ein Telegramm: „Ich kaufe. Abernoon.“ Wiederum einige Tage später war die von ihm sofort bar mit viertausend Pfund bezahlte Perle in seiner Hand und er schrieb an den Lord, daß sie zu seiner Verfügung stünde. Keine Antwort! Er schrieb noch einmal, wieder nichts. Er fuhr nach London. Einen Lord Abernoon, wie er ihn suchte, gab es nicht. Ein Mister Greatfuth hatte zwar kurze Zeit in der Oxfordstreet 9 gewohnt, war aber vor einiger Zeit unbekannt wohin verzogen, genau an dem Tage, an dem das Telegramm „ich kaufe“ aufgegeben worden war.

Was war geschehen? Lord Abernoon, alias Mister Greatfuth, hatte die schwarze Perle, die er in Barcelona gekauft hatte, in Paris dem Agenten des spanischen Juweliers „angedreht“. Der Juwelier hatte seine eigene Perle zum doppelten Preise zurückgekauft. Lord Abernoon ist und bleibt verschwunden.

---

## Der Lohn.

**Von Ulrich Kamen.**



Der Dienstmann Barsag stand schon 40 Jahre am Hauptbahnhof in Budapest. Er machte oft gute Geschäfte, oft gar keine. In den letzten Jahren waren die Kavaliere überhaupt ausgestorben, und von den armen Studenten, die sich ihre Koffer nach dem Logis schleppen ließen durch die ganze Stadt hindurch, war nicht viel zu holen.

So ging es dem alten Dienstmann nicht gut, und er stand oft in Träumereien an alte bessere Zeiten versunken am Bahnhof und ließ einen Zug nach dem anderen vorbeigehen. Es lag ihm nichts mehr daran. —

Eines schönen Tages aber nahte sich ihm am Hauptbahnhof ein richtiger Kavalier. Hochgewachsen, fein gekleidet, Juchtenreisetasche. Barsag kannte seine Leute. Er zog seine goldbetreßte Mütze, verbeugte den weißhaarigen Kopf und griff nach der Tasche. Ein altgewohnter Griff bei ihm. Aber der Kavalier winkte ab, zog die Brieftasche und nahm aus ihr eine Hundertdollarnote. Gab sie Barsag und beauftragte ihn, sie in einer Wechselstube umzuwechseln. Er, der Auftraggeber, wolle warten Bahnhofsrestaurant.

Barsag ging in die Wechselstube, bekam sofort einen Haufen Geld, ein Zettelchen dazu, vom Prokuristen, der ihn seit Jahrzehnten kannte, eine Zigarette, und kehrte zurück zum Bahnhof. Dort saß der feine Herr und trank eine Flasche Tokayer. Er nahm das Geld in Empfang und überreichte Barsag als Lohn zwei Hundertkronenscheine. Dann

stand der Herr rasch auf und war bald im Gedränge der Ankommenden und Abreisenden verschwunden.

Barsag kratzte sich zuerst hinter dem rechten, dann hinter dem linken Ohr. Das war das nobelste Trinkgeld, das er je bekommen hatte. 200 Kronen! Eine Summe, die fast kein Ende nahm. Was konnte man alles für sie kaufen! Halb Budapest war sein mit 200 Kronen.

Und er ging, als der letzte Zug vorbei war, in ein Restaurant und aß und trank erst einmal tüchtig. In der Tasche hatte er aber schon allerlei Gutes für die Frau und die Tochter, ein altes Mädchen, das keinen Mann bekommen konnte, weil es häßlich war.

Wie er so aß und trank und auf die schöne Musik hörte, da ging draußen der Prokurist des Bankhauses vorbei, der ihm das Geld gewechselt und die Zigarette geschenkt hatte. Er erblickte den Barsag durchs Fenster und kam herein, setzte sich zu dem Alten und lachte. „Du hast uns heute ein gutes Geschäft besorgt, Barsag!“ sagte der Prokurist. „Der Hundertdollarschein war falsch. Wenn sie dir wieder einen aufschmieren, dann gehe wo anders hin wechseln!“

Dem Barsag schmeckte der Wein plötzlich sauer. Und das war ihm passiert, ihm dem alten Barsag, der 40 Jahre am Budapester Hauptbahnhof stand. Er, der sich einbildete, Menschenkenner zu sein und einen wirklichen Kavalier von einem falschen genau unterscheiden zu können. Und er faßte in die Tasche, riß die Banknoten heraus und reichte sie dem Prokuristen. Und schlug auf den Tisch, das es knallte und rief, er wolle das Geld nicht haben. „Deine 200 Kronen machen den Schaden nicht besser, alter Barsag“, sagte der Prokurist und ging. —

Barsag knüllte die Scheine zusammen und steckte sie in die Tasche; dann bezahlte er sein Essen und verließ das Restaurant. Auf der Donaubrücke blieb er sinnend stehen. Ehrlich Geld hatte er verdient sein Leben lang. Er wollte kein unehrliches besitzen. Und langsam flogen die Scheine im Abendwind in den Strom. Und es folgte die Schokolade, der Kamm und das silberne Armband für die häßliche Aranka.

„Bringst du Geld, Barsag?“ frug seine Frau, als er heimkam.

„Nein!“ antwortete er unwirsch.

„Aber du hast doch getrunken!“ greinte die Alte, und ging hungrig zu Bett!



## Bunte Chronik



* **Der geprellte Yankee.** Zwei Brillantenneppern ins Garn gegangen ist ein Amerikaner, der sich in Berlin aufhielt. An der Ecke der Friedrichstraße und Unter den Linden sprach ihn ein Mann an, der ihm lose „Brillanten“ zum Kauf anbot. Während man noch verhandelte, trat ein dritter Mann hinzu, der sich für einen „Kenner“ ausgab und das schöne Feuer der Steine nicht genug bewundern konnte. Er bot sich auch an, bei einem benachbarten Juwelier die Steine für den Amerikaner abschätzen zu lassen. Sein Vorschlag wurde mit Dank angenommen. Als der „Kenner“ zurückkehrte, behauptete er, der Juwelier habe die Steine auf etwa 1500 Mark taxiert. Jetzt glaubte der Amerikaner seiner Sache sicher zu sein, zahlte 450 Dollar und erhielt die „Brillanten“ samt Etui. Erst später mußte er zu seinem Leidwesen erfahren, daß er auf wertloses Glas hereingefallen war. Die beiden Nepper haben natürlich Hand in Hand gearbeitet und waren längst mit ihrer Beute verschwunden. Der Geprellte kann sie nicht näher beschreiben.

* **Emil Coué, der Lehrer der Autosuggestion †.** Paris, 3. Juli. Emil Coué, der Begründer der nach ihm benannten Autosuggestionstheorie, ist im Alter von 69 Jahren in Nancy gestorben. — Emil Coué wurde am 26. Februar 1857 in Troyes geboren, sein Vater war Eisenbahnbeamter. Er begann in Nogent das Studium der Philosophie und Literatur, wandte sich dann aber der Chemie zu und wurde durch den Zwang zum Broterwerb Apotheker Im Alter von 28 Jahren siedelte er nach Nancy über, wo er mit dem Psychologen Liébauld in Verbindung trat. Er gründete dort die sogenannte neue Schule der Psychologie. Die Hauptwerke Coués sind: „Die Selbstbemeisterung durch bewußte Autosuggestion“, „Was ich tat“, „Was ich sage“ (sein letztes Werk 1926). Coué hat unbedingt für die Psychotherapie Neues gebracht: die Selbstbeeinflussung bei Ausschaltung des eigenen Willens. Er hat hier ein Rohmaterial der Erfahrung geliefert, das die ärztliche Wissenschaft noch zu verarbeiten haben wird. Das wird man auch dann anerkennen müssen, wenn man den Wert seines äußeren Erfolges geringer einschätzt, Erfolg, der mit dem Verlangen der Generation zusammenhängt, für verlorene religiöse Vorstellung sich Ersatz zu schaffen. Coué war ein reiner Mensch; bescheiden, von innerem Anstand. Er hat niemals aus seiner außerordentlichen Wirkung auf das breiteste Publikum sich materiellen Gewinn verschafft.

* **Der verhängnisvolle Kuß.** Skandinavische Blätter berichten: Dieser Tage gab es in der Nähe von Oslo einen Automobilunfall. Ein Wagen, in dem vier Personen, zwei Damen und zwei Herren saßen, fuhr auf der Landstraße dahin, als er plötzlich aus dem Kurs kam, gegen eine Böschung trieb, im Hinuntersausen sich überschlug und schließlich mit den Rädern nach oben Halt machte. Die Augenzeugen waren auf das Schlimmste gefaßt, als sie herbeieilten, aber es erwies sich, daß die Insassen des Autos verhältnismäßig leicht, nur mit ganz geringfügigen Schäden ihres Körpers, davongekommen waren. Aber die Polizei fand, sie habe auch noch ein Wörtchen zu sagen, und so stellte sie ein Verhör an, um die Ursache des Unfalls aufzuklären. Da ergab es sich, daß der eine der beiden Herren, der als Chauffeur funktionierte, das Lenkrad einen Augenblick losgelassen hatte: so war denn das noch glimpflich verlaufene Unglück da. Ja, weswegen hatte er denn die Steuerung losgelassen, so forschte die neugierige Polizei weiter. Nun, er hatte eben den einen Arm um die neben ihm sitzende Dame gelegt, um sie zu küssen; die Absicht war ihm nicht gelungen, aber das Auto hatte den Moment zum Ausreißen benützt. Jetzt war eine gesalzene Buße das Schlußergebnis, und dazu wurde dem verliebten Fahrer die Befugnis zur Führung eines Automobils für ein Vierteljahr entzogen.

* **Viele Krähen sind des Adlers Tod.** Ein interessantes Naturschauspiel ist kürzlich in der Nähe des Alpenstädtchens Bludenz in Vorarlberg beobachtet worden. Ein Adler stieß in einen Krähenschwarm, um sich daraus eine Beute zu holen. Die Krähen jedoch waren nicht gewillt, eine ihresgleichen preiszugeben, und so stürzten sie sich alle vereint auf den Räuber. Sie umzingelten ihn von allen Seiten und stießen immer wieder auf ihn nieder und hackten mit den Schnäbeln nach ihm, während er, ohne seine Beute fahren zu lassen, sich verzweifelt wehrte. Der Zahl seiner Gegner war er jedoch auf die Dauer nicht gewachsen. Tiefer und tiefer ging er herab, und schließlich fiel er zur Erde, wobei sich die Krähe aus seinen Fängen befreite. Ein Jagdaufseher suchte die Stelle, wo er gefallen war, ab und fand ihn auch. Er war tot. Die Federn an der Oberseite des Halses waren fast alle ausgerupft, der Kopf und der Hals bluteten aus vielen Wunden. Da der Kropf fast ganz leer war, ist anzunehmen, daß der Adler durch Hunger geschwächt gewesen ist, denn sonst wäre er wohl nicht so leicht einem Schwarm von etwa zwei Dutzend Krähen unterlegen. M. F.

* **Eine verliebte Schuhmode.** Schon im Altertum gab es alle möglichen mehr oder weniger komplizierten Schuhmoden, und allein von den altrömischen Schuhen haben sich mehr als 130 Schnittmuster für Schuhwerk bzw. Sandalen mit den verschiedensten Verzierungsarten gefunden. Doch auch im alten Orient liebte man modische Schuhe. Eine besondere Pracht und Eleganz in der Fußbekleidung entfalteten jedoch die Hebräer, und eine Art ihrer Modeschuhe war nun wirklich originell. Vorn an der Spitze trugen sie kleine Glöckchen, die beim Gehen klingelten, unten auf der Sohle war indes eine Metallplatte angebracht, in die die jungen Männer den Namen und das Bild ihrer Geliebten eingravieren ließen, und zwar in der Weise, daß es sich bei jedem Schritt in den Sand einprägte und abzeichnete.

## Lustige Rundschau



* **Lasset nicht die Hoffnung sinken . . .** Er: „Hier im Lokalanzeiger wird ein Fall berichtet, wo ein Fräulein mit 75 Jahren noch geheiratet hat. Das müßte ich der Tante Eulalia mal vorlesen.“ — Sie: „Die weiß es schon. Sie ist gleich hingegangen und hat sich einen neuen Hut gekauft.“

* **Leichte Aufgabe.** Kind: „Heute habe ich in der Schule ein Lob bekommen. Wir sollten Mädchennamen aufschreiben, und ich habe die meisten gehabt.“ — Mutter: „Sind dir so viele eingefallen?“ — Kind: „Ach nein, ich habe nur die Namen von den Mädchen aufgeschrieben, die wir das letzte Jahr gehabt haben.“

* **Der Herr Professor.** Gattin (aufgeregt von oben herunterrufend): „Heinrich, Heinrich, das Baby hat die Tinte ausgetrunken. Was soll ich tun?“ — Professor: „Schreibe einstweilen mit einem Bleistift.“

* **Bei Neureichs.** „Vater, guck doch mal, von wem das Musikstück ist, das unsere Elsa gerade spielt.“ — „Von Allegro.“

---

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.